

# **Protestantische Jugendarbeit – auf gutem Grund**

## **Curt Stauss**

**Vortrag auf der Fachkonferenz Evangelische Jugendarbeit  
der Föderation der Ev. Kirchen Mitteldeutschland  
am 10. Januar 2006 in Schierke**

Wer das Thema liest, der oder diejenige stockt einen Augenblick: nicht 'aus gutem Grund' heißt es, das wäre ein evangelistischer Slogan, sondern 'auf gutem Grund' – eher ähnlich einer Werbung für einen Bauern, oder für einen Bauherrn. Die evangelische Jugendarbeit ist auch in ihrer Werbung für Überraschungen gut. Dieser Einladung bin ich gern gefolgt.

Die evangelische Jugendarbeit ist auch in ihren Methoden für Überraschungen gut. In dieser Hinsicht werde ich Sie enttäuschen: natürlich verstehen Sie besser, was Sie selbst erarbeitet habe. Klar, viele lernen in einem kommunikativen Prozess, der verschiedene Sinne anspricht und mit unterschiedlichen Medien arbeitet, mehr. Ich folge dennoch dem klassischen Muster: eine Rede – und Ihre Gegenrede, die Diskussion. Dafür wird die Zeit an diesem Nachmittag reichen.

Ich bin eingeladen worden zu einer biblisch-theologischen Grundlegung. In einem genauen Sinn lege ich nicht Grund. Sondern ich suche: gibts einen Grund? Welchen? Die Arbeit, die wir jetzt beginnen, heißt Innehalten; wer rudert, sieht den Grund nicht.

Ich habe diese Arbeit des Innehaltens in drei Teile gegliedert. Sie heißen:

Wer hat hier 'protestantisch' gesagt? Hat Jugendarbeit überhaupt einen Grund? und: Abgründe und Neugründungen – wo sitzen wir?

### **1 Wer hat hier 'protestantisch' gesagt?**

In der Grundordnung der EKKPS findet sich das Wort nicht, ebenso wenig in der Lebensordnung. Dort steht 'evangelisch', manchmal 'reformatorisch', und nicht selten und wo es möglich erscheint: ökumenisch. Auch Hans-Peter Hübner, Oberkirchenrat in Eisenach, kommt (in einem Vortrag vom Sommer letzten Jahres, in dem er den Stand der Arbeit an einer Kirchenverfassung der EKM beschreibt) ohne das Wort aus.

Wer also hat hier protestantisch gesagt? Ist das Wort wieder im Schwange? Was wünscht es sich herbei? Was soll es abwehren?

Das Wort klingt verschieden, und es schmeckt verschieden. Drei Beispiele:

„Protestanten sind die Menschen, die sich mit den bestehenden Verhältnissen nicht abfinden.“ Helmut Simon, ehem. Bundesverfassungsrichter und Präsident des DEKT

„Der gute Christ – zumal der Protestant – sucht stets nach Antworten.“ Franziska Augstein Journalistin, in der Süddeutschen Zeitung

„Typisch protestantisch – na ja, wir sagen eher: die Evis – typisch für die ist es, in der Bibel zu lesen“ Michael Poschlod, katholischer Vikar

Johann Georg Rosenmüller verfasst 1790 in Leipzig eine kleine Schrift zu der Frage 'Warum nennen wir uns Protestanten'? Er erinnert an die Protestation von Speyer 1529. Dort hatten auf dem Reichstag einige Fürsten und einige Städte, die sich der Reformation angeschlossen hatten, von ihrem Recht (Reichsrecht!) Gebrauch gemacht, mit einer protestatio Einspruch einzulegen: sie wollten verhindern, dass das Wormser Edikt per

Mehrheitsbeschluss wieder in Kraft gesetzt wird und damit alle kirchlichen Reformen verboten wären. Daher nannte man sie allmählich – 1564 Georg Cassander 'Consultatio de articulis inter catholicos et protestantes controversis' – 'die Protestanten'; wobei das Wort protestari zunächst nur meint: etwas öffentlich darlegen oder beweisen.

Üblich war das Wort damals auch in der Kaufmannsprache: wer Protest einlegte, verweigerte die Annahme oder die Zahlung eines Wechsels. Daraus entwickelt sich allmählich der kritische Wortsinn, den wir kennen: Einspruch einlegen, Missfallen bekunden.

Selbstbezeichnung der Evangelischen, der Lutheraner, der Reformierten wird das Wort erst im 18. Jahrhundert. Da heißt es dann – noch einmal der schon erwähnte Herr Rosenmüller aus Leipzig: „allein die heilige Schrift sey die urtrügliche Richtschnur und Regel des Glaubens und Lebens der Christen“ und dass „aller Gewissenszwang unrechtmäßig und verwerflich sey“. Abgrenzung ist angesagt, aber das genügt nicht. Wer aus einer Abgrenzungidentität heraus sein Leben, oder gar eine Gemeinschaft und ihre Institution, die Kirche, gestalten will, bleibt auf die anderen fixiert, von denen er sich abgrenzen will. Mehr und mehr wird das neue Wort benutzt, um die eigene Konstruktion zu benennen. „Das eigenthümliche Princip der protestantischen Sittenlehre ist auf der einen Seite die Lehre von Rechtfertigung durch den Glauben, nicht durch die Werke, und auf der anderen Seite die Gleichheit Aller gläubigen unter Christo und dem göttlichen Worte, so daß die Differenz zwischen gebietenden und gehorchenden in der Kirche aufgehoben wird. Beides steht in genauem Zusammenhange unter sich, und nur beides zusammengenommen bildet das eigenthümlich protestantische Princip“. Das erklärt der große Schleiermacher im Wintersemester 1826/27 in der Vorlesung über die Christliche Sittenlehre. Für den Unterschied findet er eine kurze Formel: „daß der Protestantismus das Verhältniß des Einzelnen zur Kirche abhängig macht von seinem Verhältniß zu Christo, der Katholizismus aber umgekehrt das Verhältniß des Einzelnen zu Christo abhängig macht von seinem Verhältniß zur Kirche“ (Der christliche Glaube, §28 1.Aufl. / §24 2.Auflage).

Die Schrift, der und die Einzelne, ein aufrechtes Verhalten („so daß die Differenz zwischen gebietenden und gehorchenden in der Kirche aufgehoben wird“), wir nennen das Zivilcourage)! Stärken und Schwächen 'des Protestantismus' sind damit auf dem Tisch: die vermeintliche alleinige Orientierung an der Schrift (sola scriptura) tappt immer wieder in die Falle der kulturellen Prägung, des Milieus, der erkenntnisleitenden Interessen – wenn du nur daran denkst, wie verschieden evangelische Kirchen organisiert sein können und wie gegensätzlich dieselben Texte gepredigt werden können: „Mit der Bergpredigt kann man nicht Politik machen“ Helmut Schmidt vs. „Die Bergpredigt ist die einzige vernünftige politische Orientierung“ Heiner Geißler.

Der und die Einzelne – die Reformation hat mit ihrer Entscheidung, die Gottesbeziehung auf den Glauben zu gründen, die neuzeitliche Individualisierung – also ein wesentliches Kennzeichen der Neuzeit – beschleunigt. Die Freiheit der Gewissensentscheidung macht die Größe und die Würde – und die Grenze der modernen Menschen protestantischer Prägung aus: Du kannst die Freiheit nur leben, wenn Du durch Institutionen gestützt wirst. Ein große Institutionendebatte v.a. der Soziologen in der Mitte des letzten Jahrhunderts hat gezeigt: Institutionen haben immer zwei Gesichter: sie begrenzen und sie entlasten. Das eine ist ohne das andere nicht zu haben. So erklärt sich das Schielen vieler Evangelischer auf die katholische Kirche und ihren Institutionenreichtum, auf ihre Sitten und Gebräuche, auf ihre Liturgien für beinahe jede Lebenslage, auf die Geläufigkeit des Weihens und Segnens. Die typisch protestantische Geläufigkeit des Erklärens und des Kommentierens liefert nicht die Wärme und die Heimat, die ein Mensch neben der Klarheit auch benötigt.

Schließlich – nachdem ich zwei typisch protestantische Kennzeichen diskutiert habe, das Schriftprinzip und die Individualisierung – das dritte: das aufrechte Verhalten. „Die Heiligkeit des Sollens“ nennt dies der Theologe Paul Tillich – und du ahnst schon: das ist

im Protestantismus so wichtig, dass trotz bester Absichten immer wieder, wie es im Kirchenjargon heißt, 'Gesetz' gepredigt wird statt 'Evangelium'. Der Druck auf den Einzelnen, auf die Einzelne ist erheblich: es gibt unter uns den Zwang zum originellen, persönlichen Gebet, zur eindeutigen Identifikation mit 'dem christlichen Glauben' - als könnten wir nicht in der Gebetsprache anderer zu Gast sein, als hätten wir nicht jede und jeder sehr verschiedene Erfahrungen des Glaubens und eine unendliche Arbeit, einander davon zu erzählen und aufeinander zu hören. Der Druck auf den Einzelnen und auf die Einzelne arbeitet oft mit apokalyptischem Grusel, mit der Angst: die Verkündigung des liebenden Gottes wird zu einer Art schwarzer Pädagogik, wie Alice Miller das nennt: Macht, auch geistliche Macht auszuüben, indem du andere ängstigst.

Der eben erwähnte evangelische Theologe Paul Tillich hat diese Gefahren gesehen. 1941 schreibt er, wenn „die Gestaltung des persönlichen Lebens das eigentliche protestantische Gestaltungsprinzip sei, .... dann braucht der Protestantismus das ständige Korrektiv des Katholizismus und den immerwährenden Zustrom seiner sakramentalen Elemente, um am Leben zu bleiben“. Neben dem protestantischen Religionstypus, dem prophetischen, müsse der katholische, der priesterliche stehen, neben der „Heiligkeit des Sollens“ die „Heiligkeit des Seins“ (Die bleibende Bedeutung der katholischen Kirche für den Protestantismus, S. 126).

Das ist mehr als ein halbes Jahrhundert her. Was ist heute protestantisch? Wir haben das Abendmahl neu entdeckt: fröhlicher feiern wir es (ja, wir feiern es, wir nehmen es nicht mehr, wie alte Gemeindeglieder das nennen), die Gemeinschaft wird erkennbarer, mit den Christen in anderen Kirchen, mit den Kindern, häufiger teilen wir Brot und Wein, nicht mehr zweimal im Jahr wie lange Zeit. Wir ahnen den Zusammenhang der Mahlfeier mit dem Hunger der Ärmsten. Wir geben der Sehnsucht nach Gott Ausdruck. Unsere Gottesdienste sind sinnenfreundlicher geworden.

Das ist heute protestantisch. Aber auch dies: die Gottesdienste sind klerikaler geworden: sie hängen am Pfarrer und an der Pfarrerin und ihrem Zwang zum originellen Formulieren und Erklären und an ihrer andauernden Bereitschaft, Antworten zu geben.

Und es gibt eine „Differenz zwischen Gebietenden und Gehorchenden“; wer nach der Wende auf mehr Demokratie hoffte, ist zwar nicht einfach enttäuscht worden; aber er und sie hatte möglicherweise mit den neuen autoritären Verhältnissen und ihren raffinierten Machtinstrumenten nicht gerechnet, auch in der Kirche.

Dass sich 'der Protestantismus' nicht grundsätzlich geändert hat, finde ich in einem ziemlich frischen und ziemlich aufregenden Buch bestätigt, von dem ich Ihnen erzählen will: *A long way down* von Nick Hornby. Das Buch ist 2005 erschienen, auch die deutsche Übersetzung trägt den englischen Titel. Unter Jugendlichen ist es seit einigen Monaten ein Kultbuch.

Vier Menschen treffen sich auf dem Dach eines Hochhauses; sie wollten diesen Ort in der Silvesternacht benutzen, um sich ungestört das Leben zu nehmen, jede und jeder für sich. Nun stören sie sich nicht nur gegenseitig, sie hindern sich auch, sie lernen einander kennen, und im Anteilnehmen gewinnen sie einen anderen Geschmack an ihrem eigenen Leben. Nach zwei Verabredungen ist Selbstmord kein Thema mehr. Aber der Weg vom Dach ins Leben ist lang. Eine durchgedrehte, und darin äußerst kreative Jugendliche, Jess, ein mehrfach gescheiterter und geschiedener Rundfunkmensch (Martin, alle kennen ihn), ein Musiker, der einzige Ausländer aus New York, der sich JJ nennt, der sich seiner schwächlichen Gründe für den Selbstmord schämt und der diese Gründe erst allmählich zu verstehen beginnt – und eine 51 jährige Frau, Maureen, deren Sohn seit 19 Jahren, seit seiner Geburt schwerst behindert bei ihr lebt und der alle ihre Zeit und alle ihre Kraft braucht, verbraucht. Das ist wirklich ein Grund, nicht wieder vom Dach herunterzusteigen, finden die anderen drei. Maureen ist älter als die anderen. Sie ist schweigsamer, und sie ist religiös. Die drei Jüngeren organisieren einen Pflegedienst für Matty, den Sohn, und

fahren nach Süden, einige Tage gemeinsamer sehr konflikthafter Urlaub – aber für Maureen der erste ihres Lebens. Sie findet nach der Rückkehr ganz unerwartet, dass andere sich für sie interessieren: zwei junge Pfleger sind da, Stephen und Sean, die laden Sie ein, in ihrer Quizmannschaft mitzumachen, und sie findet einen kleinen Job in einem Zeitungsladen. Gegen Ende des Buches ein - das einzige - Schriftzitat: „Im Pub trank ich Gin mit Bitter Lemon. Die anderen ließen mich nicht mal eine Runde zahlen. Sie sagten, ich wäre ein As und hätte es verdient, freigehalten zu werden. Vielleicht lag es am Alkohol, dass ich mich so wohl fühlte, aber am Ende des Abends wusste ich, dass ich, wenn wir uns am 31. März trafen, keine Lust haben würde, vom Dach zu springen, vorerst jedenfalls. Und dieses Gefühl, dieses Gefühl, fürs Erste zurechtzukommen.... das wollte ich so lange wie irgend möglich festhalten. Bisher ging alles gut.

Am Morgen nach dem Quiz ging ich wieder zur Kirche. Ich war seit unserem Urlaub in keiner Kirche mehr gewesen, und in meiner Kirche seit vielen Wochen nicht, nicht mehr, seit ich die anderen auf dem Dach getroffen hatte. Doch jetzt konnte ich wieder hingehen, weil ich wusste, dass ich die Sünde der Verzweiflung fürs Erste nicht begehen würde. Ich konnte hingehen zu Gott. Er kann einem nur helfen, wenn man nicht mehr verzweifelt ist, was, wenn man darüber nachdenkt... Na ja, eigentlich ist es nicht meine Aufgabe, darüber nachzudenken.

Es war ein ruhiger Freitagmorgen, und es war kaum jemand da [wiederholen]. Die alte Italienerin, die nie eine Messe auslässt, war da, und ein paar afrikanische Ladys, die ich noch nie gesehen hatte. Männer waren keine da, auch keine jungen Leute. Ich war vor der Beichte nervös, aber es ging gut, doch, wirklich. Ich sagte die ganze Wahrheit, wie lange ich schon nicht mehr zur Beichte gewesen war, und ich beichtete die Sünde der Verzweiflung und bekam fünfzehn Rosenkränze auf, was ich ein bisschen happig fand, selbst für die Sünde der Verzweiflung, aber ich will mich nicht beschweren. Manchmal vergisst man glatt, dass Gottes Gnade grenzenlos ist. Sie wäre wohl kaum so grenzenlos gewesen, wenn ich gesprungen wäre, aber das war ich ja nicht.

Und dann sagte Father Anthony: „Können wir Ihnen irgendwie helfen? Können wir Ihnen einen Teil Ihrer Last abnehmen? Denn Sie dürfen nicht vergessen, dass Sie hier in der Kirche Teil einer Gemeinschaft sind, Maureen.“ Ich sagte: „Vielen Dank, Pater, aber ich habe Freunde, die mir helfen.“ Ich verriet ihm allerdings nicht, zu welcher Art von Gemeinde diese Freunde gehörten. Ich verriet ihm nicht, dass sie alle verzweifelte Sünder waren.

Erinnern Sie sich an den 50. Psalm? „Und rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten, und du sollst mich preisen.“ Ich bin aufs Dach des Topper's House gestiegen, weil ich gerufen und gerufen und gerufen hatte, und keine Errettung kam, weil meine Not schon zu lange gedauert hatte und kein Ende zu nehmen schien. Aber er hat mich schließlich doch noch erhört und mir Martin und JJ und Jess geschickt. Dann hat er mir Stephen und Sean und das Quiz geschickt, dann Jack und den Zeitungsladen. Mit anderen Worten, er hat mir bewiesen, dass er zuhört. Wie hätte ich weiter am Herrn zweifeln können, bei all diesen Beweisen? Also lobpreise ich ihn mal lieber, so gut ich kann.“ (S. 320 – 322)

Das war Maureen, das war Nick Hornby, A long way down.

'Also lobpreise ich ihn mal lieber, so gut ich kann' - glorify him. Die Übersetzerin zitiert Psalm 50 im Lutherdeutsch 'und ich will dich preisen', weil die für dieses katholische Milieu näher liegende Einheitsübersetzung blass bleibt: '...und ich will dich ehren' steht da zu lesen. Das klingt nach protestantischem Milieu, einer bestimmten Sorte, die zu Lobpreisgottesdiensten ruft. Aber das ist ganz und gar nicht protestantisch; fünfzehn Rosenkränze für die Sünde der Verzweiflung - hätte Nick Hornby dies schreiben können von einer evangelischen Frau?

## **2 Hat Jugendarbeit überhaupt einen Grund ? Jugendarbeit geschieht ohne Grund**

Untergründe können wechseln, und nicht jeder kann über das Wasser laufen.

Die Füße auf dem Felsen, ist das ein guter Grund? So stehst Du Psalm 26, oder Psalm 40, auch Psalm 30. Auf den Felsen baut der kluge Mann (und die kluge Frau) ihr Haus, Mt 7, am Ende der Bergpredigt. Wann baut er oder sie das Haus? Wenn sie, wenn er diese Worte – eben die Bergpredigt – hört und sie tut!

In Lk 8 hingegen ist der felsige Untergrund nicht die reine Freude: „und einiges fiel auf den Fels; und als es aufging, verdorrte es, weil es keine Feuchtigkeit hatte“. Zwei Bemerkungen dazu: ob 'diese Worte tun' die reine Freude ist, bezweifle ich. Die andere Backe hinhalten; nicht wissen, was die rechte tut; für die beten, die dich verfolgen; keinen fremden Mann begehren, oder die Frau; keine Schätze sammeln; nicht sorgen; nicht andere beurteilen, und bessern wollen. Wer diese Worte hört und sie nicht tut, lebt wie eine, die auf Sand baut.

Wird in Lk 8 ein Ansatz von Verständnis erkennbar für die, die nicht so können, wie sie wollen, oder: deren Kraft nicht reicht? „Die aber auf dem Fels sind die: wenn es hören, nehmen sie das Wort mit Freuden an. Doch sie haben keine Wurzel; eine Zeitlang glauben sie, und zu der Zeit der Anfechtung fallen sie ab.“ Sie haben keine Wurzeln? Ist das ein Vorwurf? Haben die sich falsch entschieden, als sie gefragt wurden, ob sie Baum oder Haus sein wollen?

Felsen ist nicht immer ein guter Grund. Willst Du bauen, oder willst Du säen, oder pflanzen? In der Kirche sind die Bauleute höher geachtet als die Bauern, oder als die Gärtner (obwohl Gott zuerst als Gärtner auftritt und das erste große Bauwerk beinahe in der Katastrophe endet). Wo Du hinkommst, findet Gemeindeaufbau statt; oder es wird bedauert, dass er nicht stattfindet. Ich bin zunehmend skeptisch gegenüber einer Betriebsamkeit, die sich „am Markt“ orientiert. Professionalität in der Arbeit und Erfolgsorientierung sind nicht dasselbe. Die Aufmerksamkeit auf Fachlichkeit in der kirchlichen Arbeit muß nicht den geistlichen Hinweis überhören, wir sollten auf erfolgsorientierte Programme verzichten (so in der Aktualisierung der Regel von Taizé; entsprechende Überlegungen in Dietrich Bonhoeffers Ethik, München 1949, S. 79ff.). Skeptisch bin ich gegenüber strategischen Konzepten, ob sie traditionell „missionarischer Gemeindeaufbau“ oder neuerdings „spirituelles Gemeindefmanagement“ oder ähnlich heißen. Die Diskussion dazu hat noch kaum begonnen, Ansätze sehe ich etwa im Streit über „Missionarische Kompetenz“.

So der Titel eines Beitrages von Reinhard Kähler, Fragen an einige Feststellungen des Initiativkreises „Kontextuelle Evangelisation im gesellschaftlichen Wandel“, in: Pastoraltheologie 91.Jg., 2002, /4, S. 137 – 145. Kähler fragt im Blick auf eine Erklärung des Initiativkreises wie im Blick auf andere Missionsinitiativen und -strategien z. B. in der Ev. Kirche in Berlin-Brandenburg, welches Problem sich in der Tatsache ausdrücke, daß seit 40 Jahren mit hohem Druck festgestellt werde, Mission sei nötig, und gerade jetzt sei dieser Auftrag besonders dringlich. Vor allem aber fragt er nach dem dialogischen Charakter dessen, was missionarische Kompetenz genannt wird.

Ansätze zu Diskussion sehe ich ebenso in Veröffentlichungen von Roland Degen und Hermann Steinkamp zum 'Konzept Gemeindeaufbau'. Dieses Konzept ist zu sehr am 'Macher' orientiert, „im übrigen wäre zu fragen, ob die Metaphorik vom „Aufbau“ und Bauhandwerk trotz aller biblischen Anklänge (Mt. 16,18; 1.Kor. 3,9f.; Eph. 4,12 u.a.) nicht letztlich kirchliche Macher-Ideologien stützt und vergessen läßt, daß Gemeinde – in welcher (Rest-)Form auch immer – dem Tun derer, die bauen wollen, stets vorgegeben ist. Die Gemeindeggeschichte beginnt nicht erst, wenn diese vor Ort erscheinen und sich gleichsam die Ärmel zur Bauarbeit hochkrepeln, zumal sie ja nicht die Bauherren sind. Auch sind die Gemeindeglieder nicht das Material, aus dem die Mitarbeiter etwas gestalten...(Roland Degen, Gemeindeerneuerung als gemeindepädagogische Aufgabe. Entwicklungen in den evangelischen Kirchen Ostdeutschlands, Münster/Berlin 1992, 110f.). Das Konzept 'Gemeindeaufbau' ist vor allem mitgliedschaftsorientiert und schafft so hauptsächlich binnenkirchliche Geselligkeit - trotz aller Bemühungen um „missionarischen Gemeindeaufbau“, vor allem; es ist zu der vom Evangelium gebotenen Solidarität nicht

geeignet, es bleibt im eigenen meist kleinbürgerlich geprägten Sozialraum stecken (dazu H. Steinkamp, *Solidarität und Parteilichkeit. Für eine neue Praxis in Kirche und Gemeinde*, Mainz 1994; Norbert Mette/Hermann Steinkamp (Hg.), *Anstiftung zur Solidarität. Praktische Beispiele der Sozialpastoral*, Mainz 1997).

Warum nehmen wir nicht Abschied vom Konzept Gemeindeaufbau? Manche versuchen das, indem sie andere Bilder verwenden, eher Bauer als Bauherr sein wollen; sie sprechen von 'Gemeinde pflanzen'. Auch hier dasselbe Problem: sie wollen neu beginnen. Sie schätzen nicht, was schon da ist, was seit Jahren gewachsen ist. Das ist nicht genau Ihr Thema in der Jugendarbeit. Aber Sie werden mit der Erwartung beschäftigt, Heranwachsende für den Gemeindeaufbau fit zu machen, oder wenigstens geneigt. Die sollen dann 'integriert' werden; darüber will ich noch sprechen. Was, wenn nicht Gemeindeaufbau? Das ist der Schlußteil meiner Rede. Jetzt muß ich erst einmal sagen, warum ich diesen Teil 'Jugendarbeit geschieht ohne Grund' nenne.

Mt 7 'wer diese meine Wort hört' und Lk 8 'die aber auf dem Fels sind die: wenn sie es hören' – beides klingt nach Ethik und ist Eschatologie (so heißen jedenfalls die traditionellen Sortierhilfen in der Theologie). Beide Jesusworte sind beunruhigend, wer will, kann darin eine Drohung hören. Wenn das Tun also so wichtig ist - wonach wird geurteilt?

Gegen Ende des Zweiten Weltkrieges versteckten die Essener Pfarrer Johannes Böttcher und Heinrich Held zusammen mit ihren Frauen Juden in ihren Pfarrhäusern und retteten sie so vor der Deportation ins KZ. Konfrontiert mit der verwunderten Nachfrage, wie das denn damals möglich gewesen sei, ermittelte der Theologe Dr. Heinz Joachim Held die Geschichte dieser Helfer und Retter und stellte sie in einer bewegenden Dokumentation zusammen. Er schreibt über die Motivation seiner Eltern, dass es sich bei ihnen nicht so sehr um 'Mut' handelte, sondern um das tief verwurzelte Bewußtsein einer unabweisbaren ethischen, noch nicht einmal christlichen Verpflichtung zur 'Barmherzigkeit' im biblischen Sinne. 'Sie handelten aus einer mitmenschlichen Sozialisation heraus, die nicht rational und zweckhaft zu begründen ist'.

Wird danach geurteilt – wenn du aus einem Motiv heraus handelst, das „nicht rational und zweckhaft zu begründen ist“? Wo erfahre ich etwas darüber? „Was ihr einem von diesen Geringsten nicht getan habt, mir habt ihr es auch nicht getan“. Aufgezählt werden diese Aktionen: Hungrigen zu essen geben, Durstigen zu trinken, denen, die nichts auf dem Leibe haben, das Nötige dafür geben, Kranke besuchen, Zuwanderer oder Obdachlose, beides ist gemeint, aufnehmen, Besuche im Gefängnis machen. Diese Aktionen gelten nicht als moralische Spitzenleistungen, sondern es ist die Liste der sieben Werke der Barmherzigkeit: normales menschliches Verhalten. Wonach also wird im Gericht geurteilt werden? Was zählt vor Gott? Offenbar nicht einfach diese Aktionen – denn beide Seiten, die links und die rechts, protestieren! „Wann haben wir dich hungrig gesehen...?“ Die auf der richtigen Seite gelandet sind, sie sind sich ihrer guten Taten nicht bewusst! Die aber auf der ungünstigen Seite versichern, wenn sie ihn, den Herrn gesehen hätten – ihm hätten sie selbstverständlich gedient.

Das Gleichnis vom Weltgericht Mt 25 rückt eine Tugend in den Blick, die in der Frömmigkeitstradition der Christen *gratuitas* heißt, in der Regel von Taizé *gratuité*. Wir nennen es Absichtslosigkeit. Wem in den letzten Minuten zuviel vom Tun und zu wenig von der Gnade die Rede war: hier ist sie! *Gratuität* ist verwandt mit *gratia*, der Gnade! Sie ist darum auch verwandt mit der Schönheit und mit der Anmut. Bis in unsere Umgangssprache hinein ist ein Rest dieses alten Wissens da, in dem Wort *gratis*: umsonst, das Wort ist im Deutschen zweideutig. Übrigens auch im Lateinischen: dort heisst *gratis* unentgeltlich, vergeblich, nutzlos - und unbegründet. Unbegründet! Wir sind

auf eine der bedeutendsten geistlichen Qualitäten gestoßen, die wir in der geheimnisvollen Tradition auch unserer Kirche finden. Die Alten haben gewusst: vor Gott stehen wir immer mit leeren Händen. Und weil umsonst und umsonst ineinander spielen, kostenlos und vergeblich und unbegründet – weil Gottes Gnade unbegründet zu uns kommt - darum haben die Alten drei Wörter gewählt, um die geistliche Qualität, nein: um diese Handlungsanweisung für Christen genau sagen zu können: sie haben gratis, frustra und sine causa gesagt, um dasselbe, um die Absichtslosigkeit in allen ihren Aspekten genau sagen zu können: unentgeltlich, vergeblich, ohne Grund – sine causa. Aus diesem Grund heißt meine zweite Teil, der gleich zuende geht: Jugendarbeit geschieht ohne Grund! Aber natürlich nicht nur aus diesem Grund – Jugendarbeit ist wirklich grundlos. Muss Jugendarbeit überhaupt sein? Gehört sie zu den Aktivitäten, die nicht bloß immer schon waren, sondern deren zukünftiger Nutzen nachgewiesen werden kann (so oder ähnlich lautet wohl das Kriterium)?

Ich sage einige Beobachtungen, die im genauen Sinn nicht biblisch und nicht theologisch sind; sie sind soziologisch, sie sind auch pädagogisch, sie sind aber v.a. politisch!

1. Die halbherzige Beteuerung, die Jugend sei 'die Zukunft der Kirche', scheint nicht auszusterben. Halbherzig ist die Beteuerung, weil sie andernfalls Folgen haben müßte: z.B. Stellen. Seit Jahrzehnten sind Sie die kleinste Berufsgruppe unter den VerkündigungsmitarbeiterInnen. Wissen Sie das Zahlenverhältnis der MitarbeiterInnenstellen von Kinderarbeit zu Jugendarbeit? Und welche Erklärung haben Sie dafür?
2. Die Beteuerung ist nicht nur halbherzig, sie ist ein Mißbrauchsprogramm: Jugendliche, Kinder, Heranwachsende sollen benutzt werden, die Zukunft der Kirche zu sichern. Theologisch ist das Unfug, geistlich ist das eine Katastrophe; menschlich werden die Heranwachsenden nicht einmal Objekt, gar nicht Subjekt (habe ich nicht gerade gelesen, dass sie Subjekt sein sollen?), sie werden instrumentalisiert. Dagegen sagen wir: Jugendliche sind nicht die Zukunft der Kirche, sie sind die Gegenwart der Kirche!
3. Das Verhalten gegenüber Jugendlichen – und oft ganz ähnlich gegenüber der Jugendarbeit – ist ein Indikator für die Angst von Erwachsenen: die Angst vor dem Gerechtigkeitssinn, vor der heftigen Wahrheitsliebe, die Angst vor direkten Fragen und echten, spontanen Reaktionen, die Angst, der Zukunft, oder dem, was die Erwachsenen davon übrig gelassen haben, ins Gesicht schauen zu müssen, auch: die Angst vor dem eigenen Älterwerden. Dieses vielfach angstbesetzte Verhalten erklärt einige Ungereimtheiten in der Jugendpolitik. Wer sich mit den Heranwachsenden auf den Boden setzt und nicht bescheid weiß, wer ihnen zuschaut und zuhört, wer ihre Schönheit und ihre Verletzlichkeit achtet, wird belebt und belehrt.
4. Die Arbeit mit Jugendlichen ist Mission in vertikaler Richtung, zur nächsten Generation hin (so hat Ernst Lange das einmal genannt). In der großen missionstheologischen Debatte in der Ökumene Ende der 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts sind Regeln gefunden worden; Werner Krusche z.B. hat immer wieder daran erinnert. Wir haben einige dieser Regeln zu unserem Schaden vergessen. Eine lautet: Diejenigen, die neu hinzukommen, verändern die Gestalt der Arbeit und sogar die Gestalt der Botschaft. Das ist etwas anderes als 'Integration', das Umtopfen und Eingliedern in die vorhandene Kirchlichkeit. Wo lässt unsere Kirche Raum für diese neu Hinzukommenden, für Jugendliche, für Konfirmanden, und wo lässt sie sich von deren Gestaltungswillen verändern, verunsichern, erneuern?
5. Jugendarbeit ist grundlos, weil Jugendarbeit gar nicht sein muss, weil Jugend gar nicht sein muss. Damit will ich auf die eigenartige Tatsache hinweisen, dass Jugend viel eher eine Konstruktion, eine soziale Leistung einer Gesellschaft ist, nicht eine 'Altersphase' oder 'Lebensphase'. Eine bestimmte Bevölkerungsgruppe (von 14 bis Abschluss einer Ausbildung bzw. bis 18 und eigenem Haushalt) wird freigestellt von der umfassenden Haftung für die Folgen des eigenen Tuns und von der Sorge um den Lebensunterhalt.

So ist die Theorie. Aber Jugend kann wegfallen, nicht nur in Notzeiten, in Notgebieten der Erde. Sie kann auch fortfallen, wenn eine Verfestigung jugendlicher Existenzformen droht: die 'Generation Praktikum', die andauernde Abhängigkeit von den Eltern. Oder von wem?

6. Der Mißbrauch, die Instrumentalisierung hat eine ökonomische Seite: Jugendliche wachsen in eine Kultur mit geringer Fertigungstiefe hinein, sie werden von klein auf zu Verbrauchern erzogen, sie werden in erster Linie als Konsumenten gebraucht – und als Partner im Rentenvertrag. Ein konstruktives Verhältnis dazu zu finden ist schwer; sie werden sich gründlich anpassen oder gründlich verweigern.

Ich breche diese Aufzählung ab; sie zeigt an einigen Beispielen, in welchem Sinne Jugendarbeit überflüssig ist, entbehrlich, grundlos. Dass es sie trotzdem gibt, ist ein Glück für viele Heranwachsende, und es ist eine enorme Mühe für die JugendarbeiterInnen. Was ist ihnen zu wünschen? Jugendliche brauchen nicht jene Personen, die Antworten für sie bereithalten, sondern jene, die ihre Fragen aushalten. Sie brauchen nicht jene, die sie missionieren; dafür gilt nach einem Wort von Heinrich von Kleist: Weißt du, mein Freund, was sie lernen, wenn du sie ermahnst? Ich will dir sagen, was sie lernen: Ermahnen. Ich übersetze das so: weißt du, mein Freund, meine Freundin, was Jugendliche lernen, wenn du sie agitierst? Ich will es dir sagen: agitieren!

Menschen, an denen Heranwachsende sich reiben können; die sie nicht belehren, die aber im Konflikt für sie erreichbar sind, die ihnen Widerstand entgegensetzen; Menschen, die als Personen erkennbar sind, mit denen eine und einer sich identifizieren und wenn es dran ist ablösen kann – solche Menschen sollen Sie sein.

### **3 Abgründe und Neugründungen – wo sitzen wir?**

Die Evis lesen die Bibel. Tun sie das? Doch, sie tun – samt Bibliodrama und Bibelolympiade. Es hat sich herumgesprochen, das jene Pädagogik, die man lernzielorientiert nennt, in den Texten nur findet, was sie bereits wusste. Wir müssen biblische Geschichten nicht nur zur Illustration von Theologie benutzen, und gar nicht zur Legitimation von Leitungsentscheidungen. Die Bibel lesen wir am besten, wenn wir uns von ihr inspirieren lassen.

Die Bibel fragt oft: die Psalmen: die so genannten Klagepsalmen sind genau besehen Fragepsalmen; Jesus fragt mindestens so oft, wie er antwortet, oder er zeigt, welche Fragen eine Antwort aufwirft. Zeigt mir eine Münze – wessen Bild zeigt sie? Oder: was steht in der Schrift – wenn du fragst, was du tun musst, um das ewige Leben zu erben? Oder: was nennst du mich gut? Oder: wer ist meine Mutter, wer sind meine Geschwister? Eine Kultur des Fragens, des Hörens, eine Kultur, die Widersprüche auszuhalten und die Gegensätze nicht zu beseitigen, wünsche ich mir für unsere Arbeit mit der Bibel. In der jüdischen Auslegung gibts dazu viel zu lernen. Jürgen Ebach, Magdelene Frettlöh und etliche andere haben dies in den letzten Jahren in die kirchliche Arbeit hinein vermittelt. Eine Kultur, Widersprüche auszuhalten und Gegensätze nicht zu beseitigen: Ich finde Harry Potter ein Lehrstück dafür, und es lohnt sich, an der Theologie und an der Pädagogik von Joanne K. Rowling zu lernen. Und es lohnt sich, bei Taizé zu lernen: „Auf der Suche nach Gemeinschaft mit Gott und den Menschen werden wir sofort in eine Spannung gestellt: Kampf und Kontemplation. Zwei Verhaltensweisen, die einander auszuschließen scheinen, während sie in Wirklichkeit ineinander übergehen. Kampf in uns selbst, damit wir uns von unseren inneren Gefängnissen befreien und von unserem Drang, andere in Beschlag zu nehmen. Und Kampf an der Seite der armen Menschen, damit ihre Stimme gehört und ihre Unterdrückung gesprengt wird. Kontemplation, um nach und nach unseren Blick umwandeln zu lassen, bis wir schließlich mit den Augen Christi auf die Menschen und die ganze Welt sehen können.“ (Taizé und das Konzil der Jugend, S. 39). Solche Sätze sind nahrhaft, theologisches Schwarzbrot.

Die Evis – typisch für die ist, sie lesen die Bibel. Ich habe meinen katholischen Kollegen zitiert. Ich werde auch die beiden anderen Zitate vom Anfang wiederholen.

„Der gute Christ – zumal der Protestant – sucht stets nach Antworten.“ Franziska Augstein Journalistin, in der Süddeutschen Zeitung vom 29. Dezember des eben vergangenen Jahres. Der Satz steht in einem Artikel über die Sprache von Angela Merkel: Positionen und Präpositionen. Vom Nutzen schlechter Sprache: Angela Merkels Deutsch. Franziska Augstein bezweifelt, dass der Mensch dauernd Antworten suche. Vermutlich, so füge ich hinzu, leben die allermeisten Menschen mit Antworten – und manchmal sind sie glücklich, wenn eine oder einer sie durch Fragen aus dem Beton ihrer Antworten befreit. Ich will die Politikerinnenschelte nicht fortsetzen und mir lieber an die eigene Nase fassen. Auch mein Berufsstand hat eine hohe Bereitschaft zu reden, zu erklären, zu kommentieren, zu antworten. Diese Bereitschaft hat in den letzten Jahren möglicherweise noch zugenommen; jedenfalls meint dies Fulbert Steffensky, ein theologischer Schwarzbrotproduzent. So hat Jürgen Ebach ihn einmal genannt. Fulbert Steffensky kennt beide große Kirchen, er war Ordensmann und wurde evangelisch; er leidet an beiden Kirchen, und er genießt die Schätze beider Kirchen. Ich lese einige Sätze von ihm:

Zitat aus 'Die katholische und die evangelische Predigt', in: Schwarzbrotspiritualität, Stuttgart 2005 S. 85 – 87).

„Woran aber leide ich in evangelischen Gottesdiensten und bei ihren Predigten? Ich muss gestehen, dass ich an den meisten leide. Es ist zunächst das nicht weiter ernstzunehmende Leiden dessen, der homiletische Seminare gemacht hat und der aus der eigenen Klugscheißerei nicht herauskommt. Es gibt ernsthaftere Leiden. Das erste ist das der Predigthäufung. Die Pfarrer predigen nicht nur auf der Kanzel. Sie begrüßen und hängen an ihre bescheidenen Sonntagsscherze noch eine kleine Besinnung. Sie verabschieden wortreich und oft banal. Sie haben eine Taufe, und es gibt eine neue Predigt. Es mag sein, dass es bei den Gemeinden gut ankommt, wenn der Gottesdienst auf diese Weise familiarisiert und verplappert wird. Aber das Schweigen geht verloren. Es wird erstickt unter dem Müll des Dahergesagten. Es geht das verloren, was zum Wesen eines Gottesdienstes gehört: die Anbetung. Ich habe von Peter Brock und seiner Theaterarbeit eine Anweisung gelernt, die ich jedem Pfarrer gerne mitgebe: Frage dich im Gottesdienst, was du nicht sagen oder tun musst! Man kann fragen, ob dies geht und durchzuhalten ist, wenn eine ganze Kultur eine Plauderkultur geworden ist. Aber Gottesdienste sind Veranstaltungen, in denen die Sprache geehrt und zur Sprache erzogen werden soll. Gottesdienste sind auch Gegenveranstaltungen gegen die Plauderkultur. Ich glaube, der Umgang der Pfarrer und Pfarrerinnen mit der Sprache ist auch ein geistliches Problem. Ein Pfarrer muss es ertragen können, nicht furchtbar interessant zu sein. Gottesdienst ist Arbeit und nicht eine Veranstaltung zur Vermittlung von Peak Experiences. Eine spirituelle Fähigkeit des Pfarrers ist die Demut zu wissen, dass er nicht jederzeit alles sagen muss und dass etwas deswegen nicht verloren ist, weil er es heute nicht gesagt hat. Ich wünsche mir einen Pfarrer, der nicht dauernd darauf aus ist, seine Gemeinde zu gewinnen, bei der Stange und bei Laune zu halten.

Es gibt ein anderes Leiden in meinen Gottesdiensten, es ist die wortreiche Erklärung aller Sachverhalte, der Riten und der Gesten. Es ist die kolloquiale Unterlaufung und Kastrierung der Symbolik des Gottesdienstes. Jede Geste hat ihre eigene Sprache, jedes Symbol spricht. Die Handauflegung hat ihre verständliche schweigende Sprache, der Segen, die Kerzen, das Feuer, das Knien. Bin ich erklärungsversessen und füge ich den Dingen im Übermaß meine eigene Sprache hinzu, dann wird ihre schweigende Sprache unhörbar. Vielleicht sind wir besessen von der Idee, dass nur das verstanden und aufgenommen ist, was in die ausdrückliche Bewusstheit gehoben wurde. Es gibt ein anderes Verstehen als das bewusste. Wer die Form, das Ritual und den Gestus missachtet, muss reden. Oft argumentiert man: die Menschen, die selten in den Gottesdienst kommen, verstehen die Formen nicht mehr, und darum muss man sie erklären. Aber wer fremd ist, bleibt fremd. Vielleicht will er ja auch die Distanz der Fremde, er will nicht vereinnahmt werden. Zur Vertreibung des Schweigens aus den Gottesdiensten gehört die Verhaustierung der hehren Formeln, der Einsetzungsworte, der Segensworte, des Kanzelgrußes usw. Warum erlaubt sich der Pfarrer zur Abendmahlgruppe statt der einfachen Formel >>Gehet hin im Frieden!<< zu sagen: >>Gehet hin im tiefsten Frieden des euch liebenden Gottes!<< Erstens sind unnötige Adjektive immer ein reines Sprachverderben, zweitens ist die erweiterte Formel zwei Sekunden länger, die der Pfarrer mir von meiner Lebenszeit stiehlt; drittens verhindert die gestörte Formel, dass die Gemeinde sich in der Wiederholung der Geläufigkeit wieder erkennt; viertens ist es eine Missachtung der Katholizität, d.h. der Allgemeinheit der Formel; fünftens ist es eine Missachtung der Sprache der Toten. Wir sind weder als konkrete Gemeinde noch bin ich als Pfarrer Beute der Allgemeinheit und der Toten, das wissen wir. Aber wir sind auch nicht jederzeit Verfüger über sie. Wir sind Freigeister, aber demütige Freigeister, die die Sprache der anderen ehren und die nicht originalitätsversessen sind. Dazu kann man natürlich fragen, wie originell der Satz ist: >>Gehet hin im tiefsten Frieden des euch liebenden Gottes!<<“

Ich rufe – ziemlich zum Schluss - das erste Zitat in Erinnerung. Ich hatte begonnen mit einem Satz von Helmut Simon, dem alten Bundesverfassungsrichter: „Protestanten sind die Menschen, die sich mit den bestehenden Verhältnissen nicht abfinden.“

Wie soll das gehen? Ich orientiere mich an einer alten Formel. Wir sollen das tun, was nur wir tun können, und wir sollen mitten im Alltag präsent sein. Die Alten nannten das *ora et labora*. In Taizé ist es die Einheit von Kampf und Kontemplation.

Was nur wir tun können? Beten, Gottesdienst feiern, Schweigen. Gegen die gängige Frage 'Was kann ich hier herausholen?' die andere Frage stellen: 'Was bin ich hier schuldig?' Der Grund: wir werden nur tun können, was wir zu tun haben, wenn wir uns gebildet haben in der täglichen Ordnung, wenn wir Widerstand leisten gegen den Terror des Dringenden und der Sachzwänge, wenn wir zu Gast sind in den alten erprobten und durchlebten Texten und Tönen, in der Wohltat der Räume, und in unserer eigenen spirituellen Tradition. Das, was nur wir tun können, sollen wir so gut wie möglich tun.

Wer in Gott eintaucht, taucht neben den Armen auf, sagt Jaques Gaillot, jener vom Vatikan abgesetzte französische Bischof. Wer in Gott eintaucht, taucht neben den Armen auf. Unsere Präsenz mitten im Alltag ist gefragt. Was Gott dort mit uns anfängt, wird er uns zeigen.

„... sich mit den bestehenden Verhältnissen nicht abfinden“? Es gibt eine neue Jugendinitiative, die genau dies ebenfalls zum Ziel hat. Sie hat in Nordhessen ein Schulungszentrum aufgebaut und beginnt bei 12 und 13-Jährigen die Ausbildung für Evangelisation, das Sprachengebet, die Heilung durch Handauflegung. Die Bewegung hat wie ihre amerikanischen Vorbilder politische Ziele. Sie will die Trennung von Kirche und Staat abschaffen und nach dem Muster der jetzigen US-Regierung die richtigen Leute in die richtigen Positionen bringen. Der bemerkenswerte finanzielle Hintergrund der Fundamentalisten in den USA und ihre politischen Erfolge sind für *The call* – so heißt die Initiative auch in Deutschland – ausgesprochen ermutigend.

Ich finde allerdings hochgradig beunruhigend, wenn Verfassungsgrundsätze wie die Trennung von Kirche und Staat infrage gestellt und ausdrücklich beseitigt werden sollen. Die kritische Funktion des Evangeliums gegenüber jeder Art von Machtausübung ist durch die Trennung von Kirche und Staat erst wieder deutlich, hörbar geworden in unserem Land. Diese kritische Funktion – es ist unsere prophetische Aufgabe - ist die Pointe von Helmut Simons Satz. Christen, zumal Protestanten – wenn das Wort denn sein soll – sind diejenigen, die sich mit den bestehenden Verhältnissen nicht abfinden. Sie sehen 'die Realität' mehr und mehr mit den Augen Christi. Sie sehen die Folgen von Unrecht, Not und Gewalt in der Perspektive des Gottes, der immer mehr nur noch Barmherzigkeit sein will. Sie wissen: Das was ist, 'die Realität', ist nicht alles. Und wenn das, was ist, nicht alles ist, kann das, was ist, sich ändern.

Ich schließe mit einem Bild: in der Kirche, in die ich oft zum Beten gehe, findet sich gleich am Eingang ein sehr alter Taufstein. Der Rand oben – dort, wo ich auch in dieser Osternacht wieder Kinder und Erwachsene taufen werde – wird gehalten von meinen Vorfahren, von Aposteln, von Jüngerinnen. Sie aber sitzen auf den Schultern größerer, älterer Gestalten – und deren Bild bestimmt den Taufstein – sie sitzen auf den Schultern der Propheten. Da sitzen sie auf gutem Grund. Ein regressives Bild ist dies: wie Kinder sitzen wir auf den Schultern derer, die auf den Schultern der Alten sitzen. Aber manchmal ist Regression erlaubt. Wie ein Innehalten, eine Kräftesammeln ist das, bevor wir, immer selbständiger und immer erwachsener werdend, wieder losgehen - aus dem Gottesdienst in den Alltag.